

Besprechungen

Hans-Jürgen Bömelburg: Frühneuzeitliche Nationen im östlichen Europa. Das polnische Geschichtsd Denken und die Reichweite einer humanistischen Nationalgeschichte (1500-1700). (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 4.) Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2006. 560 S. ISBN 978-3-447-05370-9. (€ 48,-.)

Die ostmitteleuropäische Geschichtsschreibung des Humanismus und ihre *longue durée* bis ins 18. Jh. werden periodisch wiederkehrend von der Fachliteratur behandelt. Es gab einige bahnbrechende, doch heute teilweise veraltete Darstellungen. Gerade die europäische Dimension wurde aber in einigen slawischen Ländern nicht ausreichend erörtert, aus ideologischen Gründen wurden teilweise ganze Sektoren ignoriert oder ungenau interpretiert.

In seinem Buch hat Hans-Jürgen Bömelburg nicht nur den Forschungsstand glänzend und vielseitig synthetisiert; er hat ein neues, breiteres Konzept zur Analyse des geschichtlichen Denkens und der Geschichtsschreibung im ganzen Kulturareal der *Rzeczpospolita* verwendet und bettet seine Betrachtungen in den europäischen Kontext ein. Er untersucht die „Konstruktion einer polnischen kollektiven Erinnerung in der frühen Neuzeit“ und dabei insbesondere, „auf welchen Kommunikationswegen [...] eine Geschichtskonstruktion ein solches Maß an Verbindlichkeit und Verbreitung in einem Staatsverband erreichen konnte, der [...] dezentral strukturiert“ war (S. 13). Die methodologischen Hauptansätze B.s fußen auf der Erforschung der historiographisch-politischen Kommunikationswege im polnisch-litauischen Staat. Dabei wird die ideengeschichtliche Konstruktion von Diskursen zu (konkurrierenden) Nationsnarrativen diachron und anhand ihrer Funktion in den jeweiligen sozialen und politischen Umständen aufgezeigt.

Nach einem kurzen, der mittelalterlichen Historiographie gewidmeten Kapitel dringt B. zum Kern seines Themas vor. In der Kultur und der Politik der *Rzeczpospolita* zeichnete sich der Beginn der humanistischen Historiographie klar ab. Der Rückgriff auf die Antike brachte in Italien ein neues kulturelles Selbstbewusstsein hervor. Durch den Einfluss Enea Silvio Piccolominis und anderer Gelehrter gelangten die neuen kulturellen Errungenschaften nach Ost(mittel)europa und führten zur Blüte verschiedener Formen der Geschichtsschreibung. Die so entstandenen Werke zeichnen sich durch ein dialektisches Verhältnis von Imitation und Entgegensetzung (Abgrenzung) aus. Der Vf. hat mit dieser Beschreibung eine wichtige Leistung vollbracht, indem er für die verschiedenen Werke die sich verändernden Funktionen und die kommunikationsstrategischen Eigenschaften beschreibt. Fragwürdig bleibt seine Behauptung, der Ciceronismus sei nur (oder besonders) in Polen das ganze 17. Jh. hindurch dominant geblieben (S. 43-44). Ausführlich und klar erläutert B. die Entstehung einer im dynastischen Sinne politisierten Historiographie: Die Rolle des Hofes, der Kanzlei und des Domkapitels erklären die Veränderungen, die in der Geschichtsschreibung während des 16. Jh.s stattgefunden haben, wie auch Verschiedenheiten der Werke. Besondere Aufmerksamkeit widmet B. der Entwicklung von einer dynastischen zu einer „nationalen“ Darstellung, wobei die Rolle der reformatorischen und adligen Bewegungen erläutert wird. Wertvoll ist in diesem ganzen Kapitel die interdisziplinäre Herangehensweise, die z.B. auch Ikonographie, Sprachsituation, Zensur und andere kulturelle Probleme mit einbezieht.

Im nächsten Kapitel wird die Frage einer bewussten Hofpolitik mit entsprechender Publizistik und Historiographie erörtert. Dieser Aspekt wurde bis heute nur ungenügend beleuchtet. Die Herausbildung einer „höfischen Geschichtspolitik“ wird dargestellt, in der die Anknüpfung der Wasa- an die Jagiellonendynastie und die Bildung einer dynastischen Hagiographie den Mittelpunkt bildeten. Die Rezeptionen des Neostoizismus und Tacitismus erfolgten erst spät in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s und nur in einer dünnen aristokratischen Oberschicht (vgl. S. 191-196). Sie sollten nicht übersehen werden: Diese Re-

zeptionen brachten Polen in einen internationalen Kulturkontext zurück. Wichtig sind auch andere Beobachtungen, die aus der gründlichen Erörterung des Materials hervorgehen. So hebt der Vf. z.B. hervor, dass das pluralistische Bildungswesen die Geschichtskenntnisse im 17. Jh. wesentlich förderte, was die verbreitete These, die Geschichtsschreibung habe seinerzeit „kaum neue Anregungen“ gebracht, nicht mehr glaubwürdig erscheinen lässt (S. 225-238). Wichtig ist auch seine Folgerung, dass die Wasa-Dynastie zwar kein konsistentes politisches Programm gehabt, doch die Historiographie trotzdem eine wichtige Rolle für die Einheit von Staat und Nation gespielt habe. Historisches Denken wird von B. auch anhand eher untypischer Gegenstände untersucht, z.B. Genealogie, Panegyrik, Emblemata, usw. Dieses breite Spektrum macht sein Buch besonders wertvoll.

In der letzten Phase des 17. Jh.s ließ sich tatsächlich ein Stillstand – oder gar ein teilweiser Rückgang – in der Genese der polnischen Geschichtsschreibung erkennen, obwohl sich die politische und konfessionelle Debatte verstärkte. Äußerst interessant sind B.s Schilderungen der polnischen König- und Heiligenleben: Oft handelt es sich um bislang kaum erforschte Werke. Sie lenken den Blick auf die Dialektik eines heterogenen Staates mit separaten Machtzentren, wo gleichzeitig aber ein wachsender Patriotismus doch eine unerwartete Kohäsion der Stände und der Intellektuellen hervorbrachte. Trotz der Konfessionalisierung waren es Gelehrte sowohl aus Danzig als auch aus Krakau oder Wilna, die die gemeinsame *Patria* verteidigten und lobten: „[E]s gab noch kein stabiles polnisches ‚Fremdbild‘. Eine Polarisierung entlang einer ethnisch-sprachlichen Grenze fand (noch) nicht statt“ (S. 331).

Zu den wichtigsten Neuerungen des Buches gehören die Querschnitte über die „Reichweite des polnischen Geschichtsdenkens“: Hier werden die Staats- und Adelsmythen und „Narrationen“ in ihrer Auswirkung und/oder Interaktion mit regionalen, gesellschaftlichen und konfessionellen Einheiten erörtert. Der ausführlichen Untersuchung der konfessionellen Reichweite folgt B.s Schlussfolgerung, dass es im 16. Jh. zwar eine unterschiedliche Akzentuierung und Semantik einzelner Themen oder Figuren, doch kaum eine protestantische Spezifik des Geschichtsdenkens gab. Besonders wertvoll ist B.s Übersicht über die Entwicklung der „hybriden“ oder „synkretistischen“ Geschichtskonzepte in den Hauptregionen Litauen, Ruthenien und Preußen. Eine solche Synthese, die die verschiedenen Diskurse und ihre funktionelle Bewertung darstellt, wurde bisher noch nicht unternommen. Knapp, klar und treffend sind die Schlussfolgerungen, die im Exkurs über Sarmatien und den Sarmatismus und im „europäischen Vergleich“ gezogen werden. Die „Anziehungskraft des Sarmatismus-Begriffes“ habe sich besonders am Anfang der Volksrepublik gezeigt. Dadurch wurde „eine Beschäftigung mit [...] der polnischen Geistes- und Kulturgeschichte“ erlaubt (S. 411). Zudem konnte der Begriff durch seine Ambivalenz für nahezu die ganze frühneuzeitliche Kultur angewandt werden.

Im Vergleich zum europäischen Geschichtsdenken weist die polnische Kultur der Renaissance und des Barocks laut B. einen Großteil der in Zentraleuropa verbreiteten Hauptcharakteristika (Mythen, Entstehungslegenden, antike genealogische Konstruktionen, usw.) auf. Als Besonderheiten des polnischen Geschichtsdenkens werden der Freiheits- und der Auserwähltheitsdiskurs ab 1660 betrachtet (S. 421). B. schlussfolgert, dass die „Vorstellung einer ausschließlich adeligen Erinnerungsgemeinschaft [...] korrekturbedürftig“ (S. 427) sei und regt damit zu weiteren Forschungen an. Sein Buch gehört zweifelsohne zu den wichtigsten, die je zu diesem Gegenstand erschienen sind. Durch seine theoretische und methodische Herangehensweise und die Einbettung in den gesamteuropäischen Kontext gelingt es ihm, die Vielzahl der analysierten Quellen erkenntnisreich auszuwerten. Das gelungene Verhältnis aus genauer Beschreibung und vorsichtiger Interpretation, sprachlicher und begrifflicher Klarheit sowie die Einbeziehung struktureller Faktoren wie Machtbeziehungen, sozialer Aspekte und der Zentrum-Peripherie-Beziehungen ermöglichen ein ausgewogenes Gesamtbild. Erwähnt seien noch das Register und das mehrsprachige Quellen- und Literaturverzeichnis, das von vielen handschriftlichen Doku-

menten und Texten bis zu alten Drucken und neuzeitlichen Editionen und Abhandlungen reicht.

Mailand

Giovanna Brogi Bercoff

Historiographie an europäischen Höfen (16.-18. Jahrhundert). Studien zum Hof als Produktionsort von Geschichtsschreibung und historischer Repräsentation. Hrsg. von Markus Völkel und Arno Strohmeier. (Zeitschrift für Historische Forschung. Beiheft, Bd. 43.) Duncker & Humblot. Berlin 2009. 382 S. ISBN 978-3-428-13095-5. (€ 56,-.)

Die Erforschung der höfischen Gesellschaft und Kultur Europas ist schon lange eine blühende Teildisziplin der Geschichte. Den Hofhistoriographen und ihrer Tätigkeit hat man allerdings bisher weniger Aufmerksamkeit geschenkt. Nach einer allgemeinen Einleitung von Markus Völkel berichtet Jeroen Duindam über den jetzigen Forschungsstand auf dem Gebiet der *court studies*. Er endet mit dem Vorschlag, den Blick über Europa hinaus zu erweitern und dabei die Problematik der Rolle des Hofes in Politik, Gesellschaft und Kultur vergleichend anzugehen. Allerdings ist er sich bewusst, dass eine solche, sich der heutigen Mode der Globalgeschichte anschließende Forschungsmethode auf sprachliche Defizite bei den Forschern stoßen dürfte. Nicht jeder auf europäische Geschichte spezialisierte Historiker ist ja bereit oder imstande, sich z.B. noch Türkisch, Osmanisch oder Mandarin-Chinesisch zu eigen zu machen, um die moderne wissenschaftliche Literatur und die einschlägigen Quellen lesen zu können.

Nicht unerwartet spielen die Habsburger Höfe eine ansehnliche Rolle in dem Band. Richard L. Kagan bespricht den berühmten Salón de Reinos im Palast Buen Retiro, gebaut für König Philipp IV. von Spanien, als Beispiel für *pictorialized history*. Diese Art von Historiographie in Bildern, gestützt auf dynastisches Selbstwertgefühl und politische Propaganda, stellt ein kompliziertes künstlerisches Programm dar, das nicht einfach zu deuten ist, zumal die zeitgenössische Rezeption weitgehend unbekannt ist. Kaiser Leopold I., Schöpfer des barocken Wien und Förderer der Hofhistoriographie in mehreren Sprachen, steht im Mittelpunkt zweier Beiträge. Arno Strohmeier konzentriert sich auf ein Werk des Hofhistoriographen Giovanni Battista Comazzi und die Darstellung der kaiserlichen Herrschaft in Harmonie mit den Rechten der Untertanen. Stefan Benz betont dagegen den seines Erachtens sehr begrenzten Spielraum der zahlreichen Hofhistoriographen Leopolds I., weil sie einerseits an das althergebrachte Selbstbild der Dynastie gebunden waren und andererseits nicht mit einer großen Wirkung im Heiligen Römischen Reich rechnen konnten.

Der französische Hof ist vertreten durch eine Untersuchung über das Amt des *Grand Maître des Cérémonies*, der für alles, was mit Rangfolge am Hofe zusammenhing, verantwortlich war. Mehr als hilfreich, sogar oft ausschlaggebend war dabei sein Archiv, wie Fanny Cosandey in ihrem originellen Beitrag „La mémoire du rang“ darlegt. Das zeremonielle Leben der höfischen Gesellschaft fußte demzufolge auf kommunikativen Grundlagen, die ihrerseits wiederum in der Geschichte wurzelten. Die königlichen Genealogen versorgten die Spitze dieser Gesellschaft, die Dynastie und den Hochadel, mit einem Selbstbild, das die ehrwürdige Vergangenheit dieser Familien hervorhob und z.B. standesgemäße Heiraten flankierte (Chantal Grell und Mathieu da Vinha). Ein Gegenstück zu diesen Beiträgen über den französischen Hof bildet gewissermaßen der Aufsatz über ein Hofzeremonienbuch der Abbasiden, welches um 1059 in Bagdad verfasst wurde (Jenny Rahel Oesterle). Auch hier handelt es sich um eine Geschichtsquelle, die zwar nicht ohne weiteres mit Historiographie gleichzusetzen ist, aber doch bedeutend zur Legitimierung der Herrschermacht – in diesem Falle des Kalifen – beitrug.

Zwei ziemlich kurze Beiträge über die Papstbiographik und über die Historiographie am Hofe der Stuarts deuten an, dass es nicht jedem Fürsten gegeben war, eine historiographische Tradition zu gründen oder weiterzuführen. Für den englischen Hof rückt Andrew Barclay zu Recht eher die nicht-professionellen Historiker als die eigentlichen Hofhisto-